

(Nachdruck verboten.)

Was ist Ruhm?

Roman von Max Kreker.

301

Kempen machte zwar ein paar Einwendungen, aber großes Bedauern enthielten sie nicht. In der Tat blieb er tagtäglich nach Arbeitsschluß weit über die gewöhnliche Zeit hinaus mit Klara im Atelier zusammen, was auch der Grund dafür war, daß er Lorensen ruhig abschieben ließ. Er zeichnete jetzt des Abends und benutzte dazu den Scheinwerfer am Gaslicht, sobald der Tag zur Rüste gegangen war. Zwar hatte er sich diese Künstlerfertigkeit nie besonders aneignen können, denn die Bildhauer konnten sie entbehren; aber nun machte es ihm Freude, sich einmal gründlich darin zu erproben. Klaras Gesicht reizte ihn, dieser ganze Kopf mit den Wunderaugen, den Grübchen und den köstlich geschwungenen Lippen, die für ihn etwas von einer roten Blüte hatten, die sich öffnet und schließt. Er hatte bereits ihr ganzes und halbes Profil auf dem Papier, die Vorderansicht, ihre Züge in Ruhe und in Bewegung. Eines Nachmittags formte er ihre Hände, und nun wollte er sich auch an ihre Brust machen, die er Frau Munk zugedacht hatte als ein Beweis seines Dankes dafür, daß sie ihrer Tochter die Erlaubnis gab, ihm auch des Abends dienen zu können.

Das übrige tat Klara, die unter vier Augen lachend zu der Alten sagte: „Herr Kempen gefährlich? Aber ich bitte Dich! Der liebt nur platonisch; auf einer einsamen Insel könnte ich mit ihm zusammen leben. Ich glaube, eher würde mich ein Gorilla umarmen.“

Unbewußt hatte sie etwas ausgesprochen, was Kempen bei diesen Abendarbeiten am meisten bewegte. Die herrliche plastische Vision, die ihm bei Heilke während der Musik gekommen war, steckte ihm im Kopfe wie der andauernde Traum einer Künstlerseele. Trotzdem er Klara schon wie eine gute Kameradin betrachtete, der er manches Vertrauen schenkte, verschloß er dieses Geheimnis in sich wie ein Geizhals, der den prächtigsten Schatz nur seinen eigenen Augen darbietet. Jenes Schöpfermißtrauen hatte ihn erfaßt, das stets unter dem Gedanken rege bleibt, eine feimende seltene Idee könnte auf Umwegen von einem anderen aufgegriffen werden. Eines Tages würde Klara ja doch seine Mitthelferin werden, vorläufig jedoch wollte er nur Studien an ihr machen.

„Sehen Sie bloß, was für ein grünes Ungeheuer dort aus der Ecke auf Sie zukommt, mit großen roten Augen!“ rief er eines Abends aus, als sie allein im Atelier waren, ihr belegtes Brot verzehrten und den üblichen Tee dazu tranken, den er stets geschickt bereitete, nachdem er um diese Stunde Sörgel bereits entlassen hatte.

Raum fähig, die Hand mit dem fälligen Hapfen zu bewegen, starrte sie mit fast gläsernen Augen, den Mund schreckhaft geöffnet, in den Schattenwinkel, wo wirklich etwas gespensterhaft leuchtete.

„Prächtig, prächtig!“ rief er aus und griff zum Bleistift, um mit einigen raschen Strichen diese Schreckenslarve festzuhalten. Als sie dann hinter diese Schliche kam, lachte sie, nannte ihn scherzhafterweise selbst ein Ungeheuer, das ihr den Appetit verderben wolle, und versicherte, sich zum zweiten Male nicht so nasführen zu lassen. Aber schon nach acht Tagen machte er einen ähnlichen Scherz, der noch viel weiter ging. Die Zeichenstudien genügten ihm nicht mehr, er mußte wieder Ton in den Fingern haben. Es war noch hell im Atelier, und so hatte er sie gebeten, ihr Haar aufzulösen und sich mit entblößten Schultern auf den Modelltritt zu legen, ungefähr in der Lage, wie er sie zu seinem Werk brauchte. Bereits vorher, während sie Lorensen noch immer Modell stand, hatte er den Kopf in großen Zügen angelegt, und nun wollte er die Totenangst hineinbringen.

Während sie so ruhig dalag, verriegelte er plötzlich die Tür, was sie deutlich sah, fühlte er sich in der Rolle des Würgers, allerdings in Menschengestalt. Ganz verändert trat er auf sie zu, wollte die Augen und knurrte wie ein Halbtier: „So, mein Kind, jetzt habe ich Dich endlich in meiner Gewalt, jetzt mußt Du mein sein, schrei nicht!“

Und als er so wie ein Angreifer vor ihr stand, in einer Minute umgewandelt wie die Sonne zur Finsternis, wurde sie irre an ihm. „Was wollen Sie von mir?“ schrie sie los, „Herr Kempen!“ Leichter blaß geworden, erhob sie den Oberkörper, den Ausdruck einer furchtbar Geängstigten in den Augen und um den Mund. Und so hielt er sie drohend fest, fast unfinniges Zeug sprechend, wobei er rasch mit den Hölzern arbeitete, was sie kaum sah; denn wie gelähmt blieb sie in derselben Stellung, wirklich in dem Glauben, sie könnte sich in diesem ganzen Menschen getäuscht haben. Erst als er wieder sein „Prächtig, prächtig, das ist furchtbar prächtig! Ganz still, ganz still so,“ hervorquetschte und dann hinzufügte, er werde ihr ein schönes Geschenk dafür machen, durchschaute sie seinen Trick abermals und atmete auf. Aber es dauerte eine ganze Weile, bis sie sich davon erholte und ihre furchtlose Stimmung bekam.

Er hatte die Tür wieder aufgeriegelt, setzte sich neben sie, streichelte ihre Hand und lachte; und als sie ihn nun ebenfalls heiter sah und er sie fragte, was sie sich wohl dabei gedacht habe, erwiderte sie einfältig: „Ich wollte schon laut Lorensen rufen.“

„Weshalb gerade ihn?“ fragte er überrascht.

„Nun, einer hätte doch kommen müssen, mich zu retten. Er fiel mir gerade ein.“

Wirklich waren ihre Gedanken bei ihm gewesen, und so konnte sie die Wahrheit nicht unterdrücken. Da aber Kempen sah, wie sie leicht errötete, so plakte er ebenfalls mit der Wahrheit heraus: „Wissen Sie, daß er Sie nicht leiden kann? Er hat es mir gesagt.“

Sie lachte gezwungen. „Das weiß ich schon lange, aber das beruht auf Gegenseitigkeit.“

Ihr Blick ging aber von ihm, seitwärts, wo das verhüllte Denkmalsmodell stand; und leicht seufzend fuhr sie fort: „Es wäre ja schrecklich gewesen, wenn Sie sich auch so gezeigt hätten. Dann lieber auf und heidi, von Ihnen beiden fort . . . Sie müssen mir versprechen, Herr Kempen, so etwas nie wieder zu tun . . . Sehen Sie, ich habe so viel für Ihre Kunst übrig und könnte wer weiß was noch dafür tun, aber alles hübsch in den Grenzen. Sonst rück ich wahrhaftig aus. Denken Sie denn, ich weiß nicht, daß man Sie mal zu den ganz Großen rechnen wird, zu den Eigenartigen, zu den Selbstschöpfern?“ Das waren Ausdrücke, die ihr bereits geläufig geworden waren, weil sie immer darüber sprechen hörte. „Ich sehe ja, wie Sie arbeiten, wie Sie schaffen, so aus dem Vollen heraus, aus der Tiefe, immer mit Fleiß, während Lorensen, wissen Sie, alles im Fluge erhaschen möchte. Er möchte das ganze Haus herbeischleppen, hat aber nicht die Kraft dazu, wie Sie. O, ich habe bei Ihnen gelernt.“

Sie sprach wie in einer leichten Fieberanwandlung, wo der geistige Blick sich erweitert und ungeahnte Kräfte in der Rede walteten.

Und Kempen, hingerissen von dieser Offenbarung, zog lautlos ihren Kopf an sich heran und berührte leicht mit seinen Lippen ihren Scheitel. So hatte selbst Lorensen noch nie zu ihm gesprochen, wie dieses einfache Mädchen, das aber in diesem Augenblick keine sinnlichen Regungen, sondern nur die Blut des Künstlers in ihm entfachte, die seinen Herzensdank so rege machte. Und er empfand etwas Gemeinames mit ihr, wie die Menschen aus gleichem Stande es empfinden, die sich in ihren Gedanken begegnen.

„Weshalb nennen Sie mich eigentlich nicht immer noch du,“ sagte sie wieder, unberührt von seinem Kuß, denn sie hatte das alte Gefühl, daß ein braver älterer Freund sich um sie bemühe. „Es ist doch eigentlich gar nicht so lange her, daß Sie so zu mir sprachen. Bitte tun Sie es doch wieder. Ich laß es mir gefallen, von Ihnen natürlich nur; aber anschnauzen dürfen Sie mich nicht mehr.“

„Na, denn man zu,“ sagte er, in Heiterkeit geraten über ihren letzten Wunsch. Nein, anlassen wollte er sie gewiß nicht mehr und auch nicht in denselben Schreck versetzen wie heute. Er gelobte es ihr; und nun waren sie wieder fröhlich und guter Dinge.

Lorensen machte am andern Tage große Augen, als er Kempens vertrauliche Anrede hörte; dann, als er mit einem ähnlichen Versuch bei Klara abgebligt war, was er nur für Macherei hielt, brachte er seine Glossen an. „Na, Kempen,

Du steigst ja immer mehr zum Vater empor, weißt Du, so zum Pflegevater, denn zu dem sagen die Kinder ja wohl immer Sie. Furchtbar alt bist Du Dir ja stets vorgekommen."

Der schöne Anton, der halb bekleidet hinter der Leinwand seine Athletenmuskeln spielen ließ, zeigte ein heimliches Grinsen, das er aber sofort zugunsten Kempens umstimmte, als dieser schlagfertig zurückgab: „Zawohl, mein Sohn Lorenzen, ich wollte Dich auch mal erziehen, aber nun hab ichs aufgegeben. Du warst ja gestern Abend wieder hübsch im Tran. Die Stiefel flogen nur so. Ich dachte schon, Du würdest ein paar Treppentufen mitbringen."

Seit einiger Zeit redeten sie sich nicht mehr mit ihrem Vornamen an, was der Blonde eingeführt hatte und der Hamburger ohne weiteres aufnahm.

Lorenzen bemühte sich zwar, das scherzhaft hinzunehmen, aber er konnte sich seinen Aerger schon wegen seines Abfalls bei Klara nicht verkneifen. „Ja, siehst Du, Kempen, Tee kann ich doch nicht den ganzen Abend trinken wie Du," sagte er wieder.

„Du spülst Dir lieber den Mund mit Alkohol aus," knurrte Kempen gemüthlich zurück.

„Tee wär mir auf die Dauer auch zu dünn, fördert auch nicht die Schaffenskraft," fuhr Lorenzen wie überlegen fort.

„Na, das hat man bei Herrn Kempen noch nicht gemerkt," mischte sich Klara hinein, um ihm einen kleinen Stich zu versetzen; und ohne sich durch seinen drohenden Blick einschüchtern zu lassen, schloß sie: „Wir schreiten tüchtig vorwärts, nicht wahr, Herr Kempen? Immer hübsche Abende, wenn wir die Zeit gut ausnutzen durch Zeichnen, Modellieren und Lesen. Das bildet."

„Na, dann fehlt ja nur noch der dritte," plakte es Lorenzen unwillkürlich heraus. Es sollte einer jener Scherze sein, wie sie Kempen als anerkannter Weiberfeind früher nicht unübel aufgenommen hatte, für den er aber diesmal merkwürdig kein Verständnis zeigte.

„Wir verzichten, bring Dich nur nicht um Deine schöne Zeit bei den Schmachtlappen," erwiderte er kühl. „Du trägst wohl jetzt die Barsümmflache immer bei Dir? Gestern Abend mußte ich noch gehörig lüften."

Lorenzen wollte das durchaus nicht ohne weiteres einstecken, und so bemerkte er ebenfalls frostig, daß sich manch anderer damit betropfen könne, soviel er wolle, er würde doch aus seiner Haut nicht herauskönnen.

„Mein Gott, wie schrauben sie sich jetzt," war Klaras Gedanke. Und sie dachte an die alte Zeit, wo sie wie die Kletten zusammenhängen und solche Worte niemals hätten fallen können. Und zugleich fühlte sie, daß sie es sei, die, ohne es zu wollen, den Riß in dieses Freundschaftsband gebracht habe, der von Tag zu Tag immer größer und sichtbar wurde. Ohne Kempen erblicken zu können, glaubte sie die Röthe in seinem Gesichte zu sehen. Aber seine Ruhe blieb dieselbe.

(Fortsetzung folgt.)

Der „Charakter“.

So heißt nämlich unsere Kaze. Es ist das ein ungewöhnlicher Name für Katzen. Dessen sind wir uns alle bewußt. Aber sie hat sich diesen Namen einfach erworben, errungen, erobert.

Das geschah aber folgendermaßen. Wir waren in das alte, schöne Haus auf dem Land gezogen. Das war mit seinem großen Garten wie ein verzaubertes Reich. Alles altmodisch mit breiten Treppen und weiten Räumen, aber von einem seltsamen Duft des Behaglichen und Trauten erfüllt. Die alten Räume mit den ephemerumponnenen Stämmen verbergen kleine lauschige Gartenhäuschen, in denen seit Jahren die Spinnen Netz auf Netz zogen. Die Kinder hatten in dem alten Holzspeicher einen Warden entdeckt und hinten in einer Gardendeckel hatten Hasen ihr Nest. In den vermauserten, verwilderten Büschen und Hecken aber sprangen und sangen ganze Regimenter von Vögeln.

Als die Möbel gestellt, die Meinungsverschiedenheiten beim Wilderaufhängen geschlichtet und Ordnung und Ruhe im neuen Heim langsam eingeschlagen waren, meldete sich, gerade als ob sie nur den größten Wirrwarr hätte vorübergehen lassen wollen, eine große Kaze mit fröhlichem Miauen und verbindlichem Schlingeln des Schwanzendes in der Küche. Sie war ungewöhnlich groß und schön, grau und schwarz getigert und legte, wie gesagt, ein vornehmes und gemessenes Benehmen an den Tag.

Das sicherte ihr gleich die Gunst aller Hausgenossen. Nur das Küchenmädchen betrachtete sie mit einem mißtrauischen Blick aus ihren kleinen Augen und gab ihr, wie ich vom Garten aus bemerken konnte, gleich am ersten Tag einen heimlichen Fußtritt. Die Kaze nahm ihn mit stoischer Ueberlegenheit hin, um sich

darauf mit aufgestelltem Schwanz stolz aus der Nähe dieser ungebildeten Person zu entfernen.

Niemand dachte daran, daß die Kaze uns mehr als einen Besuch machen wollte. Aber ihr Benehmen voll unbefangener Sicherheit und souveräner Ruhe ließ darauf schließen, daß sie uns eher als ihren Besuch zu betrachten schien, denn umgekehrt. In unsere Zweifel und Gespräche über das eigentliche Verhältnis zwischen uns und der Kaze brachte diese am dritten Tage dadurch mehr Klarheit, daß sie in der Nacht in der Küche den Milchtopf umwarf und die Milch sauber von Tisch und Boden lachte. Ernst, der ein Tierfreund ist und nach Ansicht der Mutter zweifellos einmal ein berühmter Zoologe werden wird, erklärte, die Kaze müsse dafür belohnt werden, daß sie nach dem Umwerfen des Topfes, das sicher nur ein Versehen von ihr gewesen sei, alles so sauber und rein gemacht. Alle Katzen seien so reinlich. Aber die Mutter und die andern Kinder stellten sich auf die Seite des Küchenmädchens, das die Kaze für ein falsches, freches Tier hielt. Diese Ansicht wurde Gemeingut in der Familie. Nur ich behielt mir vorerst meine Meinung vor. Die andern aber versprachen dem neuen Gast alle möglichen Sorten von Prügelein, wenn sie sie einmal erwischten, was aber nie der Fall war. Sobald die Kaze Schwierigkeiten in dieser Richtung witterte, zog sie sich, ohne sich zu übereilen, in einem leichten beschleunigten Paktgang zurück und verschwand in irgend einem Loch, in dessen abgründige Tiefen nachher die Besenstiele und Bohnensteden vergeblich hineinfuhren.

An dieser Verfolgung nahm, wie ich zu meiner Schande gestehen muß, ich selber schließlich Theil, nachdem die Kaze einem Halsbändchen, das eigentlich für mich bestimmt war, ihre Aufmerksamkeit bis zum völligen Verschwinden des zarten Stückchen Fleisches gewidmet hatte. Bei den heutigen Fleischpreisen fand ich so etwas direkt frivol.

Nur Ernst, der Naturforscher, hielt fest und lachte fröhlich, als ihm der Beschluß der Familie betreffs der Kaze mitgeteilt wurde. Das brachten wir niemals fertig, behauptete er.

Diese offenkundige Parteinahme für das heimtückische Tier stachelte uns alle andere zum Widerstand auf und was von diesem Tage an der diebischen Kaze an Holzschichten, Kohlenstüden, Küchenlöffeln und andern impulsiv als Wurfgeschosse verwendeten Gegenstände nachslog, ist nicht zu sagen. Am meisten aber empörte es uns alle, daß nach diesem, doch genügend deutlichen gemeinschaftlichen Mißtrauensvotum, das wir der Kaze stündlich ausstellten, das freche Tier jeden Morgen wieder in der gleichen anbedenkenden Zudringlichkeit, die wir früher für höflich vornehmes Wesen gehalten hatten, ihre Aufwartung machte. Sie war plötzlich immer wieder da, miaute diskret, bewegte lieblich und wohlgerozogen die Schwanzspitze und nahm die zuvorkommendsten graziossten Stellungen ein.

Die Mutter fand dieses Betragen schlechterdings charakterlos. Und da Charakterlosigkeit bei uns allen sehr verpönt ist, so begann man allgemein, die Kaze zu verachten. Das half aber wenig und machte nicht den geringsten Eindruck auf die Sünderin. Denn unterdessen war einmal allen Verabredungen entgegen nachts das Küchenfenster offen geblieben und von einem halben Duzend Bratwürsten, die schön goldig gebraten den Mittagstisch zieren und uns alle hätten erfreuen sollen, lagen fünf in einem unwürdigen Zustand im Schmutz und Regen in einer Ecke des Hofes.

Das schlug dem Haß den Boden aus. Alle wissenschaftlichen Einwendungen des Naturforschers, daß die Kaze kein gefräßiges Tier sei und sich sicher begnügt haben würde, von den sechs Würsten in der Küche ganz sauber nur eine halbe zu fressen und alle übrigen schön liegen zu lassen, wenn sie nicht hätte fürchten müssen, überrascht und geprügelt zu werden, alle diese Einwendungen wurden teils mit Hohn, teils mit Entrüstung zurückgewiesen. Jetzt mußte die Kaze aus dem Haus. Das Küchenmädchen erklärte, das Nötige besorgen zu wollen; sie kenne das schon.

Man ließ dem Küchenmädchen freie Hand und der Gerechtigkeit freien Lauf. Mit List und einem Stück Fleisch lockte das Mädchen die Kaze in die Küche, packte sie in einen Korb, machte den Deckel fest zu und trug sie nachts auf der Landstraße bis vor das nächste Dorf. Mitten auf einem Ader setzte sie die Kaze aus und warf ihr als letzte Besiegelung ihres Gaffes ein paar Erdschollen in die Finsternis nach.

Als sie von ihrer Strafmission zurückkam, meinte sie mit der kühlen Ueberlegenheit derer, die immer alles am besten wissen, sie hätte schon längst dafür gesorgt, daß das Lumpenvieh einmal für immer aus dem Hause käme, wenn man sie hätte gleich machen lassen. Die Mutter stimmte ihr zu und erklärte den Kindern, Katzen seien überhaupt charakterlose Tiere, mit denen man sich ebensowenig von Anfang einlassen dürfe, wie mit charakterlosen Menschen. Bei dieser Tischrede der Mutter lächelte der Naturforscher wieder und erhielt dafür eine Ohrfeige. „Wegen Impertinenz" — sagte die Geberin.

Am andern Morgen begrüßte uns die Kaze wieder alle, gelassen, freundlich entgegenkommend, als ob gar nichts geschehen wäre. Der Naturforscher, der gerade neben mir stand, sah mich mit einem ernsten, forschenden Blick an.

Ich bekenne, ich war erschüttert.

Verfolgt, getreten, geworfen, in einem Korb aus dem Hause getragen und mit einigen Schollen Erde dabon gejagt, kurzum ganz niederrüchrig behandelt — nahm die Kaze uns doch nichts übel

und war wie immer freundlich und zutraulich. Das war keine Charakterlosigkeit mehr, das grenzte an — Größe.

Der Naturforscher sah, was in mir vorging. Er trat ganz still an mich heran und sagte: „Ich will machen, daß die Kaze nicht mehr stiehlt, wenn ihr sie nicht mehr davonjagen wollt.“

„Nach das!“ sagte ich und überließ, ohne weiter zu fragen, wie er das machen wollte, diesmal ihm vertrauensvoll freie Hand.

Auf die andern wirkte das geräuschlose und selbstverständliche Wiedererscheinen der Kaze ähnlich, wenn auch nicht so stark wie auf mich. Man schämte sich ein bißchen vor ihr, ohne sich es gegenseitig einzugestehen. Daran war kein Zweifel. Es war eine etwas unbehagliche Stimmung bei Tisch, der die Mutter dadurch eine Wendung zu geben versuchte, daß sie herablassend sagte: „Nun, dann kann sie eben dableiben.“

Alle fühlten, daß dieses „kann“ nicht am Plabe war und die Situation eigentlich verschob. Die Kaze war uns über, nicht wir ihr. Das in den nächsten Wochen fortdauernde nicht gerade rühmliche Spiel, als ob die Kaze seit ihrer Rückkehr netter und anständiger geworden wäre, womit verborgen werden sollte, daß wir es waren, die eingelenkt hatten, alles das überjah die Kaze nachsichtig und setzte ruhig ihre Politik der freundlichen Eroberung des Hauses und unserer Herzen weiter. Sie wußte, was sie wollte.

Mit dem Naturforscher stellte sie sich täglich besser. Sie lief ihm nach in Haus und Garten, wie ein kleiner Hund, nur nicht so in Demut ersterbend und sich wegwerfend wie diese Tiere, sondern selbstbewußt und voller Würde. Der Naturforscher hatte ihr nämlich das Stehlen abgewöhnt und zwar in einer für unsere Intelligenz beschämend einfachen Weise: Er gab ihr zu fressen.

Oben auf dem Boden hatten die beiden ihr Lager und ich kannte auch jetzt den Grund des täglichen zähen Kampfes, mit dem der Antwakt unserer Kaze es täglich durchsehte, anstatt des Mädchens selbst das Fleisch beim Wegger holen zu dürfen. Er tat, was der heilige Schuster Chrispinus getan, wenn er für die armen Leute Schuhe brauchte und kein Leder hatte: Was er nicht erbetteln konnte, stahl er.

So hatte die Kaze das Stehlen selber nicht mehr nötig und alles freute sich an ihrem glänzenden weichen Fell, ihrem gerundeten Aussehen und ihrem gesitteten Benehmen, denn sie verfiel sogar die Türe aufzumachen, indem sie auf die Hallen springt und so geht sie auf weichen Pfoten in lässigem Schritt wie eine Herrin durch das ganze Haus, das sie früher allein bewohnt hat. Sie war ein Muster von Keinslichkeit, wurde täglich runder und als der jüngste Bruder des Naturforschers einmal sagte, die Kaze sei eigentlich ein Kater, weil man das an den schwarzen Streifen sehen könne, da spielte um den Mund des Kundigen wieder das „impertinente“ Lächeln, das ihm schon so manche schwere Stunde im Leben bereitet.

Er wußte schon, was da beborstand.

Eines schönen Tages nahm er mich beim Arm und führte mich auf den Boden. Da lag unter dem Dachhallen unsere Kaze auf einem Lager von alten Lappen und vier kleine Seidenbällchen, ein schwarzes, ein rotes, ein weißes und ein gestecktes, steckten ihre Näschen in das weiße Bauchfell der Alten und sogcn.

Da holte ich die Mutter.

Und die Mutter holte die andern Kinder.

Am Nachmittag hatte der Naturforscher von der Mutter, die bis dahin noch immer nicht ihr Vorurteil überwunden hatte, einen alten Korb mit Heu bekommen und durfte die Kafenfamilie unter sein Bett stellen. Wer sich aber den kleinen Näschen von den Brüdern zu sehr nähern und sie quälen wollte, der bekam vom Naturforscher furchtbare Prügel.

So hatte sich unsere Kaze langsam ihren Platz an der Sonne erobert. Klug, zäh und ohne entwürdigende Konzeffionen.

Eines Abends, vor nicht langer Zeit, als es draußen stürmte und schneite, saßen wir im warmen Zimmer, die Mutter, der Naturforscher und ich. Die Kaze lag auf ihrem Platz und schnurrte so behaglich, daß mir der Gedanke kam, wieder einmal etwas recht Sinniges, Warmes und Heiliges vorzulesen. Ich nahm einen Band von Wilhelm Raabe und las ein Stück aus seinen kleinstädtischen Nachdenklichkeiten. Gerade als ich die Stelle gelesen hatte, die ungefähr lautete:

„Bewunderung erregt in dieser Welt voll Geräusch und Lärm der Charakter, der still und ohne Aufsehen erregen zu wollen seinen Willen durchseht“ — da sprang der Naturforscher auf und unterbrach mich: „Das hat doch unsere Pussi getan und gerade deswegen ist sie nicht charakterlos, sondern ein Charakter.“

Dagegen war nichts einzuwenden. Auch die Mutter beugte sich dem Spruch. Das war die Stunde, auf die der Naturforscher gewartet hatte und seitdem heißt unsere Kaze „Der Charakter“.
A. Fendrich.

Was ist Hochverrat?

Vom Königlich preussischen wirklichen Geheimen Oberregierungsrat Karl Albert von Ramph.

In Preußen wird immer nach alten Alten regiert, und der widerwärtigste Charakterzug dieses Uprenkens ist die Heuchelei, die jede Gewalttat mit Rechtsgründen beweist, jede teuflische Infamie mit gottseligen Frömmelergebärden schützt

und jede geistmörderische Barbarei mit „philosophischen“ Redensarten als heilige Kulturerrungenschaft umfligt. Eines dieser Alten ist die Abhandlung des Herrn von Ramph: „Bemerkungen über den Tatbestand und den Versuch des Hochverrats“, die dieser eigentliche Leiter des Ministeriums des Innern den von ihm herausgegebenen „Jahrbüchern für die Preussische Gesetzgebung, Rechtswissenschaft und Rechtsverwaltung“ 1820 einverleibte, um das Kammergericht zu belehren, wie man schuldlose Leute wegen Hochverrat zum Tode verurteilen könnte. Dieser Aufsatz bildete nicht nur die Rechtsgrundlage der Demagogoverfolgungen, sondern hat auch die preussischen Staatsjuristen immer wieder zu ihren Taten begeistert. Ramph ist die unsterbliche Seele der preussischen Justiz geblieben.

Begriff des Hochverrats.

Wenn Anhänglichkeit und Treue für den Staat und dessen Oberhaupt und Verfassung, wenn Vaterlandsliebe und Patriotismus die schönste und erste Bürgerugend ist, so ist unter allen Verbrechen des Bürgers Hochverrat das schwerste, denn dies Verbrechen ist der grellste Gegensatz jener Tugenden, wie gewöhnlich diese auch im Munde derjenigen sich befinden, die mit jenem sich beschäftigten. Wenn unter allen verbrecherischen Handlungen, deren der Bürger gegen den Staat sich schuldig machen kann, unstreitig diejenige die gefährlichste und schwärzeste ist, welche auf die Auflösung und Vernichtung des Staats und seiner wesentlichsten Eigenschaften, mithin auf die seines Regenten und seiner Verfassung, gerichtet ist, so steht unter allen Staatsverbrechen der Hochverrat mit Recht obenan*). In Rücksicht auf die Immoralität und Verworfenheit des Handelnden ist dies Verbrechen gleichbedeutend mit dem höchsten Grade der schwersten Verletzung der ersten Bürgerpflicht, mit dem Bruch der Untertanen- und Bürgerpflicht und der Bürgertreue; Verletzung, die um so strafbarer ist, als gerade dies Verbrechen nicht anders als Vorfällig begangen werden kann. Allein auch in Rücksicht auf die Gefährlichkeit des Verbrechens steht der Hochverrat unter allen Verbrechen obenan.

Die auf Vernichtung der dem Dasein des Staats, dem er unterworfen ist, notwendigen Bedingungen und Einrichtungen rechtswidrig gerichtete Handlung eines Staatsbürgers ist Hochverrat.

Nach der besonderen Verfassung Deutschlands kann von den Untertanen der verschiedenen deutschen Staaten sowohl an dem einzelnen Staate, dem sie unterworfen sind, als an dem gesamten Deutschland und dessen Verfassung Hochverrat, mithin sowohl ein Landeshochverrat, als ehemals ein Reichshochverrat, nachher ein Hochverrat am Rheinbunde, gegenwärtig aber ein Hochverrat am Deutschen Bunde begangen werden.

Es ergibt sich aus dem Begriff des Hochverrates von selbst, daß zu demselben eine, auf gänzliche oder teilweise Vernichtung des Staatsverbandes gerichtete Absicht wesentlich erforderlich sei. Es setzt voraus, daß ein Untertan die dem Staate angelobte und schuldige Treue und Anhänglichkeit in einem so hohen Grade verlegt, daß er für die Auflösung desselben oder der Staatsverfassung wirksam ist.

Es ergibt sich ferner, daß das Motiv, aus welchem der Umsturz der Staatsverfassung erzielt wird, auf das Wesen wie die Strafbarkeit dieses Verbrechens keinen Einfluß haben könne. Denn da der Untertan, welcher rechtswidrig den Umsturz und die Veränderung der Staatsverfassung versucht, rechtswidrig und verbrecherisch wider den Staat handelt, so kann es darauf nicht ankommen, ob er aus persönlichem Haß oder aus Gewinnsucht, ob aus Eitelkeit oder aus Ehrgeiz, ob aus ungemessenem Selbstvertrauen und dem darauf gegründeten Wahn des Vernunftes zum Verbessern der Staatsverfassung, oder aus Neuerungsstucht und Anhänglichkeit an schädlichen neuen politischen Theorien, die der bestehenden Verfassung schuldige Treue verlegt und erstere unzustürzen sich bestrebt. Ebenso gleichgültig ist es, ob diese destruktivischen Handlungen auf die Einführung einer ganz neuen Staatsverfassung oder auf die Wiederherstellung einer früheren gerichtet sind, und endlich, ob sie gegen die ganze bisherige Verfassung oder nur gegen einen wesentlichen Teil derselben unternommen werde. Dem Staate und seinen Bürgern kann es völlig gleichgültig sein, ob ein Untertan pflichtwidrig genug ist, diese höchsten Zwecke der bürgerlichen Gesellschaft seinem ungezähnten Ehrgeiz, seinem Eigendünkel, seiner Neuerungsstucht und seinen gefährlichen Theorien zum Opfer zu bringen oder ob derselbe diese wichtigsten bürgerlichen Güter aus persönlichem Haß und aus Gewinnsucht aufs Spiel setzt. Es sind vielmehr gerade die aus politischer oder religiöser Schwärmerei, Neuerungsstucht und verderblichen Theorien hervorgehenden Umtriebe gegen die Staatsverfassung für die Existenz der letzteren und für die Ruhe des Staats schon deshalb weit gefährlicher, als die aus Haß und Gewinnsucht entstandenen, weil die aus ersgedachten Bewegungs-

*) Im Interesse der leichteren Lesbarkeit kennzeichnen wir die im Texte von uns ausgelassenen Stellen nicht. Sinn und Zusammenhang ist nirgends gestört.

gründen ungleich leichter, allgemeiner und unaufhaltbarer als die letzteren verbreitet werden.

Wenn hin und wieder angeführt wird, durch bloße Theorien über Staatsverfassungen werde keine Staatsverfassung umgestoßen und daher kein Hochverrat begangen, so ist dieser Satz in mehrfacher Beziehung unbegründet. Auch Mord und Raub werden vorbereitet und herbeigeführt, wenn die Theorie, daß sie nicht Verbrechen, sondern erlaubte Handlungen sind, verbreitet wird. In eben diesem Verhältnisse zum Umsturz der Staatsverfassung und des Staates selbst stehen die mit der Verfassung und den übrigen wesentlichen Eigenschaften des Staates unvereinbarlichen Theorien. Mögen sie gleich als Gegenstand unserer Meditationen unschädlich und daher unverwehrt sein, so sind sie doch besonders höchst schädlich und unerlaubt, wenn erstens sie anderen mitgeteilt und verbreitet oder zweitens öffentlich oder im Geheimen ins Leben gerufen werden. Wer Verfassungstheorien, welche mit der Verfassung des Staates, dem er untertan ist, in Widerspruch stehen, und, wenn sie Wurzel fassen, diese Verfassung untergraben und auflösen, beharrlich und leidenschaftlich sich hingibt und anhängt, der verfehlt sich selbst in die Lage desjenigen, der durch unmäßigen und unvorsichtigen Gebrauch äußerer Reizmittel zu einem gemeinen Verbrechen sich hinreißt läßt und wird so wenig, wie dieser, durch selbstverschuldete Beschränkung seines freien Willens entschuldigt, wenn er in dem, sich selbst zugezogenen, exaltierten Zustande die dem Staate schuldige Treue verleiht. Wer aber von solchen, die Staatsverfassung untergrabenden Theorien dergestalt sich ergreifen und hinreißt läßt, daß er versucht, sie mittelbar und verstedterweise allmählich in die Verfassung des Staates einzuführen und gleichsam einzuschwärzen, um dadurch letztere nach und nach jenen Theorien gemäß umzuformen, der macht sich daher eines, mindestens verstedten, Hochverrats an der Verfassung schuldig.

Wie wird das Verbrechen des Hochverrats begangen?

Aus dem Begriff des Hochverrats selbst als Verbrechen folgt, daß zum Tatbestande neben der Absicht auch eine Handlung erforderlich sei. Auf der andern Seite geht aber auch aus dem Begriff des Verbrechens des Hochverrates hervor, daß dasselbe durch jede Handlung, durch welche der Staatsuntertan seine, auf Vernichtung des Staates oder der Staatsverfassung gerichtete Absicht tätig äußert, mithin durch jede, zur Ausführung jener Absicht von einem Staatsbürger unternommenen Handlung begangen wird.

Die wirklich erfolgte Auflösung und Vernichtung der Staatsverfassung ist weder nach der Natur der Verbrechen überhaupt, noch insonderheit dieses Verbrechens zum Tatbestande und Wesen des letzteren erforderlich.

Der Hochverrat wird durch jede, auf den Umsturz des Staates oder dessen Verfassung absichtlich gerichtete Handlung eines Staatsuntertans, ohne Rücksicht, ob sie diesen Zweck erreicht oder verfehlt hat, begangen. Es ist völlig gleichgültig, ob sie eine Begehung oder Unterlassungshandlung und ob sie auf den Hochverrat mittelbar oder unmittelbar gerichtet war. Ebenso ist es völlig gleichgültig, ob sie für den wirklichen Umsturz der Verfassung in einem näheren oder entfernteren Grade gefährlich war. Auch ist in dieser Beziehung gleichgültig, ob diese Handlung an sich und, wenn sie von der ihr zum Grunde liegenden hochverräterischen Absicht nicht ausgegangen und begleitet wäre, eine erlaubte oder unerlaubte Handlung ist. Demnächst kommt es darauf, ob diese Handlung eine öffentliche oder verborgene ist, um so weniger an, als es in der Natur der Sache liegt, daß der Anfang dieses Verbrechens verborgen und geheim ist. Endlich ist es völlig gleichgültig, ob diese Handlung eine gewaltsame war oder nicht. Im Gegentheile dürfte das heimliche Gift der hochverräterischen Verführung des Volkes für den Staat und dessen Rechte in der Regel wohl gefährlicher sein, als offene und gewaltsame Handlungen. Denn es ist für den Staat weit gefährlicher, wenn Individuen für Erreichung ihrer Zwecke das Volk aufregen und dessen Kraft in Bewegung setzen, als wenn sie dazu nur ihre eigenen Kräfte anwenden.

Unter den verschiedenen Handlungen, durch welche der Hochverrat begangen wird, sind die wider die bestehende Staatsverfassung und zur Bewirkung des Umsturzes derselben gestifteten Vereine, Verbindungen, Gesellschaften und Zusammenkünfte die gefährlichsten. Es kommt lediglich auf den Zweck der Verbindung und der Versammlung, nämlich darauf an, ob rechtswidrige Bewirkung der Veränderung der Staatsverfassung Zweck und Gegenstand der Verbindung und Zusammenkunft ist. Denn alsdann ist dieselbe eine auf Umsturz der Staatsverfassung gerichtete Handlung, durch welche allein, auch wenn die Mitglieder der Verbindung oder der Zusammenkunft, außer der Versammlung, für diesen Zweck nicht tätig gewesen sein sollten, der Hochverrat nicht nur versucht, sondern wirklich begangen wird.

Allein der Hochverrat wird nicht bloß durch die geschlossenen und förmlichen Vereine, sondern überhaupt durch jede, auch formlose, Faktionen und Verbindungen begangen, wenn sie für einen der hochverräterischen Zwecke tätig sind.

Der Hochverrat wird ferner durch Aufwiegelung gegen die bestehende Verfassung und zur Auflösung derselben begangen. Dahin gehört auch die Auffuchung und Umwerbung von Gleichgesinnten und Genossen. Da Rede und Schrift die Schranken der Gedanken verlassen haben und Handlungen sind, so wird auch durch diese Hoch-

verrat begangen, wenn sie auf Beförderung des Umsturzes der Verfassung und auf dahin abzielende Aufwiegelung gerichtet sind.

Auch durch Ratschläge, Mitteilungen von Anschlägen und Geheimnissen und überhaupt durch Unterstützung der auf die Vernichtung der Staatsverfassung gerichteten Absichten wird Hochverrat begangen.

Da die wirkliche Erreichung des hochverräterischen Zwecks zum Tatbestande des Verbrechens des Hochverrats nicht erforderlich ist, so folgt daraus, daß diese Handlungen keineswegs als Versuche, sondern als das vollendete Verbrechen des Hochverrats selbst anzusehen sind. Es ist daher z. B. ein auf den Umsturz der Staatsverfassung gerichteter Verein nicht bloß Versuch des Hochverrats, sondern vollendetes Verbrechen des Hochverrats; der Versuch, einen solchen Verein zu stiften, dagegen aber Versuch des Hochverrats. Diese Frage ist übrigens größtenteils eine bloß theoretische, indem hier schon der Versuch mit der Strafe des vollendeten Verbrechens belegt wird.

Als Resultate der bisherigen Bemerkungen ergibt sich:

1. daß die in eine äußere Handlung überall (überhaupt) noch nicht übergegangene bloße Absicht, die Staatsverfassung zu ändern, das Verbrechen des Hochverrats noch nicht begründe, mithin kriminalrechtlich nicht strafbar, wohl aber Gegenstand staatspolizeilicher Vorjorge und Sicherheitsmittel sei;
2. daß dagegen aber zum Tatbestande des Verbrechens des Hochverrats die Erreichung des Zwecks des Hochverrats, der Umsturz der Staatsverfassung, überall nicht erforderlich sei;
3. daß vielmehr der Hochverrat durch jede in eine Handlung übergegangene Aeußerung der Absicht, die Staatsverfassung umzustößen, mithin durch jedes, auf diesen Zweck absichtlich gerichtete Unternehmen ohne Rücksicht auf Bewegungsgründe oder auf Erfolg begangen werde; und
4. daß daher diese Thathandlungen und Unternehmungen eigentlich keine Versuche (Conate), sondern wirkliche Begehung des Hochverrats sind.

Kleines feuilleton.

Medizinisches.

Ueber die Ansteckungskraft des Krebses. Ansteckung und Vererbung sind die beiden großen Drohungen, die den Inhalt der Pandorabüchse erst zu einem wahren Fluch für die Menschheit gemacht haben. Daß man nicht sein ganzes Leben lang gesund sein kann und daß man überhaupt sterben muß, sieht jeder ein und findet sich damit ab. Viel schwerer leidet man unter dem Gedanken daran, schon von den Eltern die Neigung zu irgend einer gefährlichen Krankheit ererbt zu haben oder durch die Berührung mit den Mimenischen ahnungslos in eine solche zu verfallen. Daher ist die Forschung mit vollem Recht unablässig darauf gerichtet, das Wesen der Vererbung und Ansteckung für alle Krankheiten zu ergründen. Die Untersuchungen über die Vererbung haben schon sehr zur Beruhigung der Menschheit gedient, und die Fortschritte der Gesundheitspflege tragen weiterhin dazu bei, die Furcht vor der Vererbung von Krankheiten zu verringern. Ueber das Wesen der Ansteckung weiß man bei vielen Krankheiten schon sehr gut Bescheid, aber für einige der schlimmsten fehlt es noch immer an einer hinreichenden Aufklärung, so namentlich für den Krebs. Kann man sich auf der einen Seite nicht wohl gegen die Erkenntnis verschließen, daß eine Uebertragung des Krebses möglich ist, so kann er andererseits nicht als ebenso ansteckend bezeichnet werden, wie etwa Scharlach, Masern, Cholera und dergleichen. Das Journal der Amer. Mediz. Vereinigung widmet der Frage der Krebsansteckung einen lehrreichen Leitartikel, worin die neuesten Forschungen zusammengefaßt werden. Zu den stärksten Beweisen für die Ansteckung des Krebses ist das häufige Auftreten der Krankheit bei Ehegatten gezählt worden. Vor einigen Jahren erregte eine Veröffentlichung von Dr. Vesla erhebliches Aufsehen, worin nicht weniger als 118 solcher Fälle bezeichnet waren. Jedoch ist später nachgewiesen worden, daß der daraus gezogene unglückliche Schluß nicht als zwingend betrachtet werden kann. Wenn beispielsweise ein Mann an Magenkrebs und zehn- oder fünfzehn Jahre später seine Witwe an Brustkrebs stirbt, so wäre es unberechtigt, die Krankheit beider miteinander in Beziehung zu bringen, wie es bei den früheren Erörterungen häufig geschehen ist. Es wird nur zu oft vergessen, daß die Krebskrankheit leider so verbreitet ist, daß fast jeder zehnte Mensch jenseits des dreißigsten Lebensjahres daran stirbt. Unter diesen Umständen ist die Wahrscheinlichkeit der Erkrankung so groß, daß ihre Erwerbung durch Ansteckung schon aufs gründlichste bewiesen werden muß, um als glaubhaft gelten zu können. Ueberdies scheint der Krebs unter Eheleuten keineswegs eine so häufige Erscheinung zu sein, wie man zeitweilig angenommen hat. So viel kann wohl schon bei dem jetzigen Stand der Kenntnis versichert werden, daß der Krebs auf anderem Wege als durch unmittelbare Ueberimpfung nicht von einer Person auf die andere übertragen werden kann.